

(Nachdruck verboten.)

## 42) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Tonet aß kaum und hörte wie in einem Traum all das Geschrei und Gelärm dieser Leute und die vergnügten Proteste an, mit denen sie die Reden dieser aufschneiderischen Jäger über sich ergehen ließen. Er dachte traurig an Neleta, stellte sie sich vor, wie sie, von Schmerzen gequält, im oberen Stockwerk der Schenke sich auf dem Erdboden wälzte und ihr Geschrei erstichte, das ihr doch wenigstens eine Erleichterung verschafft hätte.

Von der Gütte ertönte die Glocke der Domänenkammer, doch ihr Ton war so schwach, wie der einer armen Einsiedlerhütte.

„Es hat zweimal geläutet“, sagte der Onkel Paloma und zählte mit großer Aufmerksamkeit die Schläge; er hatte größere Angst, zu spät in das Haus zu kommen, als eine Messe zu versäumen.

Als der dritte Schlag sich hören ließ, verließen Jäger und Schiffer die Tafel, um ihre Schritte nach dem Orte zu lenken, wo die Postenverteilung stattfinden sollte.

Trotz der Menschenansammlung wurde das tiefe Schweigen, das alle, die die Schwelle passiert hatten, beobachteten, keinen Augenblick unterbrochen. Man sah dieselbe stumme Angst, die im Gerichtsaal oder bei den Ziehungen herrscht. Wenn jemand den Mund zu öffnen wagte, so geschah es mit leiser Stimme, mit schwachem Summen, wie im Zimmer eines Kranken.

Der Präsident erhob sich.

„Meine Herren!“

Es trat ein noch tieferes Schweigen ein. Die Namen der Teilnehmer sollten aufgerufen werden. Auf beiden Seiten des Tisches standen steif, wie Herolde, die beiden ältesten Aufseher des Albuferasees, zwei dünne, dunkle Männer, mit schlangenartigen Bewegungen und spitzem Maul; zwei Male, denen man Blusen angezogen, und die gleichsam nur zu den großen Jagdfesten aus dem Grunde des Wassers auftauchten.

Ein Aufseher ließ eine Liste herumgehen, um zu fragen, ob auch alle Posten bei der am nächsten Tage stattfindenden Jagd besetzt sein würden.

„Nr. 1, Nr. 2.“

Man ging nach der Reihe vor, nach dem Preise des Abonnements und nach der Anciennität. Die Schiffer antworteten, wenn sie die Nummer ihrer Herren hörten, für diese: „Hier! Hier!“

War die Liste abgelesen, dann kam der feierliche Moment. Die Bezeichnung des Postens geschah dann nach Wahl des Jägers oder nach dem Räte des erfahrensten Schiffers.

„Nr. 3“, sagte einer der Aufseher.

Sofort rief der, der die Nummer hatte, den Namen, an den er gedacht. „Das Haar des Herrn . . .“ „Die verfaulte Barke“ — „Der Winkel der Antina“. So hörte man die verschiedensten Namen aus der phantastischen Geographie der Albuferagegend. Die Schiffer hatten diesen Orten ihre Namen gegeben; viele ließen sich im Weisheit von Damen überhaupt nicht wiederholen, oder der Magen empörte sich darüber, wenn man sie bei Tische aussprach; an diesem feierlichen Tage aber achtete niemand darauf, und sie erregten nicht einmal ein Lächeln.

Die Anweisung der Posten dauerte eine Stunde, und während die Aufseher sie wiederholten, schrieb ein junger Mann sie in ein großes, auf dem Tische liegendes Buch.

Als die Verteilung beendet war, erhielten die kleinen Leute die Jagderlaubnis, — Jagdscheine, die zwei Duros kosteten, mit denen die Arbeiter den ganzen Albuferasee in ihrer kleinen Barke durchstreifen und in angemessener Entfernung von den eigentlichen Jagdposten alles erlegen konnten, was dem Gewehr der Reichen entging.

Die großen Jäger eilten, sich die Hände reibend, schlennigst hinaus. Die einen wollten in Saler schlafen, um bei Tagesanbruch auf ihre Posten zu eilen, die anderen, eifrigeren, zogen sofort nach dem See ab, denn sie wollten

selbst die Aufstellung ihrer ungeheuren Barke überwachen, in der sie den Tag verbringen sollten. „Vorwärts und viel Glück; viel Vergnügen für jeden“. Dann rief jeder Jäger seinen Schiffer, um gemeinsam mit ihm festzustellen, ob auch bei den Vorbereitungen nichts versäumt war.

Tonet war nicht mehr in Saler. In dem tiefen Schweigen, das der Ziehung voranging, hatte ihn eine furchtbare Angst ergriffen. Das traurige Bild Neletas, die allein in Palmar war, sich in Schmerzen wand und sich an der Erde herumwälzte, ohne daß jemand sie tröstete, stand ihm beständig vor Augen; stets sah er sie, von dem Spürsinn ihrer Feinde bedroht.

Er konnte seine Angst nicht mehr beherrschen und verließ, fest entschlossen, sofort nach Palmar zurückzukehren, das Haus, selbst wenn es zwischen ihm und seinem Großvater zu einem vollständigen Bruche kommen sollte. Neben dem Hause der Infantinnen, wo sich die Schänke befand, hörte er, wie ihn jemand rief. Es war Sangonera. Er hatte Hunger und Durst, er war um die Tafel der reichen Jäger herumgeschlichen, ohne daß es ihm auch nur gelungen wäre, einen einzigen Knochen zu erwischen — die Fischer verschlangen alles.

Tonet dachte daran, sich von dem Vagabunden vertreten zu lassen, doch der „Sohn des Sees“ fuhr zornig auf, daß man es wagte, ihm auch nur den Vorschlag zu machen, er solle den Stahnsführer spielen; ebenso gut könnte der Biskar von Palmar ihn auffordern, die Sonntagspredigt zu halten. Er war nicht der Mann zu einer solchen Arbeit. Auf jeden Fall paßte es ihm nicht, für irgend jemand die Ruderstange zu handhaben. Tonet mußte doch wohl seine Ansichten kennen, die Arbeit war eine Erfindung des Bösen.

Doch Tonet war in seiner ungeduldigen Angst keineswegs geneigt, auf Sangoneras Theorien zu hören. Er duldete keine Weigerung, sonst würde er ihm für immer den Geschmack am Brot verleiden und ihn mit einem tüchtigen Puff in den Kanal werfen. Freunde müssen einander aus der Verlegenheit helfen. Er wußte doch recht gut mit einer Barke umzugehen, wenn er seine Finger in die von anderen aufgespannten Netze steckte und die Aale stahl. Wenn er übrigens Hunger hatte, so konnte er ja wie nie zuvor sich an dem Vorrat schadlos halten, den sein Jäger aus Valenzia mitgebracht. Als er sah, daß Sangonera von der Aussicht auf ein leckeres Mahl erschüttert wurde, versuchte er, seinen Entschluß durch einige Faustschläge zu stärken, trieb ihn bis zur Barke des Jägers und erklärte ihm, wie er mit allem umzugehen hätte. Wenn sein Herr erscheinen würde, sollte er ihm sagen, Tonet wäre krank geworden, und er hätte seine Vertretung übernommen.

Bevor sich Sangonera noch von seiner Verwunderung erholt und seinen Entschluß gefaßt hatte, war Tonet bereits in seine leichte Barke gesprungen und hatte sich, wie ein Verzweifelter mit der Ruderstange arbeitend, auf den Weg gemacht.

Die Reise war lang. Er mußte den ganzen Albuferasee durchqueren, um nach Palmar zu kommen, und es wehte nicht der leiseste Wind. Doch Tonet fühlte sich von der Furcht und Ungewißheit aufgestachelt, und seine Barke schoß wie eine Möve über das schwarze Wasser.

Mitternacht war vorüber, als er nach Palmar kam. Er war äußerst müde, die Arme schmerzten ihm von der hastigen Fahrt, und er wünschte nichts sehnlicher, als alles in der Schenke ruhig zu finden, um sich wie ein Stück Holz auf sein Bett werfen zu können. Nachdem er seine kleine Barke vor dem Hause angerammt, sah er es still und verschlossen wie alle anderen Häuser des Dorfes da liegen; doch unter der Tür flimmerte ein Streifen roten Lichtes durch.

Die Lante Neletas öffnete ihm und blinzelte ihm, als sie ihn erkannte, mit den Augen zu, um ihn auf einen Mann aufmerksam zu machen, der mit einigen Kameraden, die zur Jagd hergekommen waren, vor dem Herdfeuer saß. Es waren Dörfler von Sueca, die in der Nähe von Saler Aeder besaßen — alte Kunden, die man unmöglich fortscicken konnte, ohne Argwohn zu erregen. Sie hatten in der Schenke gespeist und schliefen neben dem Feuer, um bei Tagesanbruch ihre Barke besteigen und sich über den See zu

verteilen, denn sie rechneten auf die Vögel, die unversehrt von den guten Posten fortfliegen würden.

Tonet begrüßte alle und ging dann, nachdem er wegen der morgen stattfindenden Feste ein paar Worte mit ihnen gewechselt, in Neletas Schlafszimmer hinauf.

Er sah sie im Hemd, blaß, mit verzerrten Gesichtszügen; der Schmerz ließ sie jede Klugheit vergessen, und sie stieß ein Gebrüll aus, das ihre Tante in Angst und Schrecken versetzte.

„Sie werden Dich hören,“ rief die Alte.

Auf Neletas Rat ging Tonet wieder hinunter in die Schenke. Er konnte ihr doch nicht helfen, wenn er oben blieb. Wenn er aber den Männern Gesellschaft leistete, sie durch seine Unterhaltung zerstreute, so konnte er sie vielleicht hindern, etwas zu hören, das ihren Verdacht hätte erregen können.

Tonet verbrachte mehr als eine Stunde, um sich an der Mäße des Kamins zu wärmen, und sprach mit den Bauern von der vergangenen Ernte und der prächtigen Jagd des folgenden Tages. Einen Augenblick stöckte die Unterhaltung. Da hörten alle einen entsetzlichen, wilden Schrei: ein Schrei, als wenn ein Mensch ermordet würde. Doch Tonets Unbeweglichkeit beruhigte sie.

„Die Wirtin ist etwas krank,“ meinte er.

Sie plauderten weiter, ohne sich um die hastigen Schritte der Tante zu kümmern, unter denen die Diele erzitterte. Nach einer halben Stunde, als Tonet glaubte, jeder hätte den Vorfall vergessen, ging er wieder in das Schlafszimmer hinauf. Die Mehrzahl der Bauern schlummerte und ließ, von der Müdigkeit besiegt, den Kopf auf die Brust sinken.

Oben angelangt, sah er Neleta blaß, unbeweglich auf dem Bett liegen; nur ihre glänzenden Augen verrieten, daß sie noch am Leben war.

„Tonet Tonet,“ murmelte sie schwach.

Der Geliebte erriet an ihrer Stimme und an ihrem Blick alles, was sie ihm zu sagen hatte. Es war ein Auftrag, ein unbeugsamer Befehl. Die grausame Entschlossenheit, die Tonet so oft geängstigt, erschien wieder nach der alles vernichtenden Krisis, trotz ihrer Schwäche, mit unerschütterlicher Gewalt. Neleta sprach langsam, mit einer Stimme, die wie ein ferner Seufzer klang. Das Schwerste war vorüber. Jetzt war es an ihm, zu handeln. Nun würde man ja sehen, ob er Mut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Honoré Daumier.

Geboren 26. Februar 1808, gestorben 9. Februar 1879.

In diesen Tagen werden auch in einer ganzen Reihe deutscher bürgerlicher Zeitungen Gedenkartikel über Honoré Daumier erscheinen. Aber das Lob, das man bei dieser Gelegenheit an diesen Mann verschwendet lesen wird, steht genau im umgekehrten Verhältnis zu der Kenntnis, die das deutsche Bürgertum von diesem Manne hat. Auf die Frage: Wer ist Daumier? würden 99 Proz. der Leser die Antwort absolut schuldig bleiben und das übrige eine Prozent würde höchstens wissen, daß der Träger dieses Namens ein französischer Maler gewesen ist. Welche Bedeutung aber dem Künstler in der Geschichte beikommt, das würden von dem einen Prozent auch neunundneunzig kaum wissen. Ihre ganze Kenntnis würde sich wohl! darauf beschränken, daß Daumier ein bedeutender Künstler gewesen ist.

Aber in dieser Ignoranz des Bürgertums offenbart sich nur das unabänderliche historische Geschick, dem jede Klasse anheimfällt, wenn sie einmal das letzte ihrer Jugendideale im Interesse ihrer Profitrate verhöferte hat. Dann geht ihr nämlich auch der Sinn für ihre eigene frühere Größe, für ihren eigentlichen Inhalt, für ihre weltgeschichtliche Rolle verloren.

Man braucht gar kein Talent zum Propheten zu haben, um darauf schwören zu können, was die bürgerlichen Gedenkartikel, die zu Ehren Honoré Daumiers erscheinen, enthalten werden. In ihnen wird, teils mit mehr, teils mit weniger Geist, begründet werden, daß Daumier in erster Linie ein ganz hervorragender Zeichner gewesen ist, ein Künstler mit einem geradezu fabelhaften Charakterisierungsvermögen, und von einer Monumentalität in der Darstellung, die einzigartig in der Kunstgeschichte ist. Man wird lesen, daß er vermöge dieser künstlerischen Gestaltungsraft, selbst im Geringsten das Wesentliche einer Sache, Person oder Situation derart plastisch herausgeholt hat, daß dieses sich immer zum unvergänglichen Typischen der betreffenden Erscheinung steigerte. Man wird lesen, daß er ein wunderbarer Physiognomiker und ein stets auf den Grund sehbender Psycholog gewesen ist. Die Mutigsten werden vielleicht sogar soweit gehen, zugestehen, daß an ihm gemessen, die berühmte preussische Malerergellenz Mengel künstlerisch nichts weniger als ein Diefse gewesen ist. Zum Schluß wird

man bedauern finden, daß dieses Genie seine Hauptkraft als Bildhauer — Daumier war vierzig Jahre, von 1832 bis 1872, Mitarbeiter des Pariser „Charivari“, dem damals hoch angesehenen satirischen Kampforgan des demokratischen Bürgertums, und hat als solcher circa dreieinhalbtausend satirische Lithographien geschaffen — verausgabt hat, denn das Bekanntwerden seiner Gemälde, auf die man erst im letzten Jahrzehnt aufmerksam wurde, offenbarte, daß Daumier auch eines der größten Talents des 19. Jahrhunderts gewesen ist. Solches und ähnliches wird man vermutlich in den höchsten Tönen zu lesen bekommen.

Gewiß sind das alles nicht gleichgültige Dinge bei einem Künstler. Aber es sind im letzten Grunde doch nichts mehr als die alten, abgeleiteten Phrasen der Kunstchronistik, in denen unsere gesamte moderne Kunstgeschichte heute abgewandelt wird. Indem diese Gebensartikel aber nichts mehr enthalten werden als eben derart rein ästhetische Wendungen, erweisen sie das, was wir eingangs sagten, daß jeder Klasse, die sich auf dem absteigenden Abse ihrer historischen Entwicklung bewegt, selbst der Sinn für ihre eigene Größe verloren geht, daß sie überhaupt aufhört, historisch zu denken.

Wir sagten: Gewiß ist das alles nicht gleichgültig bei der Wertung eines Künstlers. Wir fügen dem hinzu: es ist auch alles zutreffend. Man wird niemals übertreiben, wenn man nur in Worten der höchsten Bewunderung von der künstlerischen Gestaltungskraft Daumiers spricht. Aber alle derartigen ästhetischen Wertungen verlieren die Hälfte ihres Wertes, und zwar den wichtigsten Teil, solange sie nicht unter den Gesichtswinkel der allgemeinen historischen Entwicklung gebracht werden.

Und dieser historische Gesichtswinkel ist vor allem bei Daumier von großer und unentbehrlicher Bedeutung, denn einzig er macht seine geradezu weltgeschichtliche Größe aus.

Mit dem siegreichen Aufstieg einer Klasse steigen auch ihre Größen auf, die geistigen Erfüller der historischen Aufgabe der betreffenden Klasse, und zwar auf allen Gebieten: in Wissenschaft, Literatur, Kunst. Die Notwendigkeit dieser Erscheinung lehrt uns der historische Materialismus, der uns zeigt, daß Probleme erst dann, und dann auch unbedingt reif werden, wenn die materiellen Vorbedingungen ihrer Lösung bereits entwickelt sind. Mit dem siegreichen Aufstieg des französischen Bürgertums erstand auch die große französische Kunst des 19. Jahrhunderts. Als die große französische Revolution des 18. Jahrhunderts in der Julirevolution des Jahres 1830 ihren für das Bürgertum siegreichen Abschluß fand, trat sie auf den Plan: Delacroix und Honoré Daumier.

Daumier war der Repräsentant der bürgerlichen Revolution Frankreichs in der Kunst, in ihm gipfelte die bürgerliche Kunst Frankreichs. Und zwar in der Richtung ihres revolutionären Inhalts. Der Inhalt der bürgerlichen Revolution in Frankreich, ihre ungeheure Triebkraft gaben seinem von der höchsten künstlerischen Begabung getragenen Schaffen die Monumentalität, das Heroische, d. h. seinen Stil. Die Eigenart der Klassenentwicklung Frankreichs, daß es in erster Linie das Kleinbürgertum gewesen ist, das der Träger der revolutionären Ideen, wie nachher der hemmenden Reaktion war, bedingen den gesamten, so riesigen Stoffkreis seines künstlerischen Schaffensgebietes. In diesen Zusammenhängen liegt die letzte und höchste Bedeutung Daumiers, d. h. diese Faktoren erhebt sein künstlerisches Werk auf die Höhe weltgeschichtlicher Bedeutung.

In Daumier gipfelt künstlerisch die bürgerliche Revolution. In seiner Kunst war alles revolutionärer Inhalt, sie war niemals bloß Form. Aber Daumier war nicht bloß ein unbewußter Erfüller, Daumier war durch und durch bewußter Revolutionär. Er war Revolutionär im Denken, im Fühlen und im Handeln. Im Denken durch die unerbittliche Logik seiner Satire, im Fühlen dadurch, daß die Satire für ihn Mittel wurde, die Gegner der historischen Mission der Grundgedanken der großen französischen Revolution zu überwinden, im Handeln, daß er als Mensch in unerbittlicher Treue bis zu seinem letzten Atemzuge zu ihrer Fahne hielt, als das Bürgertum als Klasse längst seine revolutionären Forderungen preisgegeben hatte. Das heutige Bürgertum achtet bei Daumier nur seine künstlerische Form, ahnt aber nicht, daß diese nur der Ausfluß des durch und durch revolutionären Inhalts ist.

Honoré Daumier entflammte selbst der Klasse, die die bürgerliche Revolution Frankreichs durchführte; sein Vater war ein armer Glasermesser in Marseille, dort wurde er auch geboren. Aber schon mit acht Jahren, als der behäbige Ludwig XVIII. gerade anfang, die Last seines erhabenen Bauches auf dem neu gezimmerten Bourbonenthron mit Bittern und Zagen zu betten, kam er nach Paris. Die brutale Restaurationsepoche unter dem alt gewordenen Sinder Karl X. wurde seine Schule, und als die Julirevolution strahlend am Horizont aufstieg, da stand er als fertiger Revolutionskämpfer auf der Barrikade. Und als echter Revolutionskämpfer stand er sein ganzes Leben hindurch an dieser Stelle. Wie von einer Barrikade herab bekämpfte er die Kleinbürgerliche Engherzigkeit, die am Tage nach ihrem Siege vor nichts mehr eine größere Angst hatte, als vor ihrer eigenen Gottähnlichkeit, d. h. vor der logischen Konsequenz der siegreichen Revolution; von da herab bekämpfte er die brutale imperialistische Reaktion, die mit Napoleon einsetzte. Und dieser Kampf wurde stets mit unerbittlichen und absolut sicher treffenden Geschossen von ihm geführt.

Daumier war von der Natur mit dem Talent des großen Satirikers beschenkt worden, zu dem sich das eines ebenso tiefen Humoristen gesellte. Seine Satire war einfach und unerbittlich und ging stets bis auf die Knochen; sein Humor hatte die wonnige Wärme der Frühlingssonne. Mit seiner Satire holte er die Götzen des Tages von ihrem Piedestal herunter, auf dem sie breitbeinig posierend standen, und mit seinem Humor erweckte er zugleich das vergnügteste, triumphierende Lachen. Aber es ist nicht der boshafte Spötter, der einzig aus Scheelsucht lacht und medert. Aus seinem Lachen hört man stets den Menschenfreund heraus. Der wirkliche Humorist liebt stets den, den er verlacht, d. h. er liebt die Menschen am tiefsten: er lacht, um nicht vor Schmerz und Mitgefühl in Tränen ausbrechen zu müssen. Die großen Humoristen sind stets ernst, sind in ihrem Wesen Tragiker. Daumier war ein solcher Humorist, seiner hat die Menschen so geliebt wie er. Ebenso ernst ist seine Satire. Sie ist frei von oberflächlicher, spielerischer Wiserei. Nicht selten ist sein Witz tragisch, es ist jener erhabene Witz der Großen der Kunst, wie man ihn z. B. auch bei Shakespeare trifft. Ein wunderbar sittlicher Ernst beherrscht bei ihm alles, und wenn es auch von den Genies des übermütigsten, alles bezwingenden Lachens umgaukelt ist. Das klingt paradox, aber gerade dieser Ernst macht seine Werke so tief bedeutsam. Es ist der große Witz der Weltgeschichte, der in seinen Bildern lebt und der hier lachend seine unvergänglichen Urteile fällt. . . .

Daumier war im höchsten Maße produktiv und unerschöpflich wie jedes echte Genie. Es ist ganz unmöglich, hier auch nur in großen Zügen den Inhalt seines Schaffens zu umschreiben; es gibt kein Gebiet des geistigen und öffentlichen Lebens, keine politische Frage vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1872, die er nicht im Brennpunkt seiner das Wesen der Sache stets heraushebenden Satire vorgeführt hätte, sein Lebenswerk umfasst daher nichts mehr, aber auch nichts weniger als eine ganze, und man möchte fast sagen erschöpfende Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Die unvergänglichen Typen, die Daumier schuf — denn das ist eben, wie schon erwähnt, das Monumentale seines Stils: das Einzelindividuum steigerte er stets zum Repräsentanten seines Standes, seiner Klasse —, sind wie Kapitelüberschriften über die Hauptabschnitte der politischen und kulturellen Geschichte des bürgerlichen Frankreichs im 19. Jahrhundert. Mit dem Bürgerkönigtum setzte die Herrschaft des Bürgertums nach der siegreichen Julirevolution ein. Mit der grotesk-lomischen Erhebung Louis Philipp zum König der Franzosen durch die bürgerlichen Geschäftspolitiker Lafitte u. Co. hatte aber auch das Bürgertum seine politischen Jugendideale verramscht, und unter dem Titel „Bürgerkönigtum“ wurde die neue Firma in das Handelsregister der Weltgeschichte eingeschrieben. Daumier gehörte zu jenen ehrlichen Revolutionären, die die Konsequenzen des Sieges der Revolution gezogen haben wollten und die nicht auf die Barrikade gestiegen waren, nur deshalb, damit eine bürgerliche Ausbeutungskompanie an Stelle der Feudalen tritt. Als es aber so kam, da stand er am Tage nach dem Siege, den er selbst mit dem Gewehr in der Hand miterfodtet hatte, auch auf der Seite derer, die nun die Sieger bekämpften. Und da für das neue Geschäft Louis Philipp der Firmenvorname wurde, so war es dieser, auf den sich die Angriffe konzentrierten. Niemals in der Geschichte des Bürgertums ist die Monarchie so konsequent, aber auch niemals so geistreich befehdet worden, wie damals vom Stabe des „Charivari“, und das schlagendste und kühnste dabei leistete Daumier. Unerfättlich in seiner persönlichen Gabe war die gekrönte Birne, denn so war Louis Philipp wegen seines Birnenkopfes getauft worden, — als unerfättlichen Freßer Gargantua, der ungezählte und ungemessene Säde Geldes verschlingt, so zeichnete ihn Daumier. Das war sein Debut in der politischen Karikatur. Mit sechs Monaten Gefängnis mußte er es büßen. Hundertfach zahlte er es heim.

Als den Vedeutpolitikern des Bürgerkönigtums das Geschäft durch die revolutionäre Opposition zu sehr gestört wurde, bekehrte man sich offen zur brutalen Reaktion. Durch die Septemberepöche vom Jahre 1834 wurde die Presse gefnebelt und die politische Karikatur niedergewürgt. Aber elle marche pourtant — die Wahrheit soll trotzdem marschieren, proklamiert Daumier mit drohnendem Lachen. Hieß das erste Kapitel Gargantua, so hieß das nächste Kapitel Robert Macaire. Wieder ein klassischer Typ. Unter dem Namen Robert Macaire schuf Daumier den Typ des skrupellosen Gauners, der auf jede Art und Weise Geld macht, d. h. durch hundert kapitalistische Gaunerpraktiken das Volk auszubuten versteht. Dürfen wir die Personen nicht mehr treffen, so treffen wir die Sache, sagte man sich. Und man sagte sie und ließ sie nicht mehr los, bis das Bürgerkönigtum im Februar 1848 niedergegangen war. Robert Macaire versinnbildlicht die Geschäfte machende Bourgeoisie in ihren wilden Flegeljahren, in einer Einzelfigur verkörpert, aber es ist der Typ, in dem sich alle Eigenschaften der Klasse sammeln. In rund hundertfünfzig Bildern schuf Daumiers fruchtbarer und furchtbarer Zeichenstift das unvergängliche satirische Denkmal dieser Epoche der modernen kapitalistischen Entwicklung.

Auf Robert Macaire folgte am Beginne der fünfziger Jahre Matapois — der Typ, in dem Daumier die ruchlose Dezemberbande, Napoleons des Dritten Preisföchter und politische Zuhälter und somit ihn selbst geistelte. In nicht weniger Bildern, in rund 200 sogar, und jedes neue grimmiger als das vorhergegangene, hat er hier den Kampf geführt.

So geht es fort. Man muß sich selbst bei der bloßen Kapitelnennung einschränken. Als der deutsch-französische Krieg in Paris zur Kommune führte, stand Daumier selbstverständlich auf der Seite der Kommune. Alle großen Künstler Frankreichs standen auf ihrer Seite. Von Courbet war er in die Kommission berufen, die von der Kommune zum Schutz der Pariser Kunstschätze bestellt worden war.

Wie in der Politik, so erklärte Daumier im gesellschaftlichen Leben allem Veralteten, allem Kulturwidrigen den Krieg. Das inhaltslose künstlerische Epigonentum der dreißiger Jahre verhönte er in unsterblicher Weise in den 50 Blättern seiner „Histoire ancienne“ (Klassische Geschichte). Aber ebenso kämpfte er für unverstandene Größe. Als 1865 Courbet von den künstlerischen Nachhabern Frankreichs unterdrückt wurde, da popularisierte er den Kollegen und führte durch eine Reihe köstlicher Satiren das Publikum vor Courbets Bilder.

Wie kläglich, wie ärmlich ist diesem großartigen Schauspiel gegenüber die deutsche Karikatur des 19. Jahrhunderts, wie kleinlich sind mit Daumier gemessen selbst die bedeutendsten Namen der deutschen Karikatur jener Zeit. Aber das ist das tragische Verhängnis einer Klasse, die ihre historische Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte, die kläglich vor dem Absolutismus kapituliert und deren gesamte spätere politische Existenz nur ein fortgesetzter, ebenso kläglich Kompromiß mit den Mächten der Reaktion ist. In diesem Boden konnte keine historische Größe wurzeln, und darum ist auch keine daraus hervorgegangen. Die deutsche Karikatur war nur kleinlich, selbst im Großen.

Gewiß hat Frankreich seinen bürgerlichen Helden auch nicht mit Reichtum und Lorbeeren gelohnt, im Gegenteil, mit einem wahren Tagelöhnerlohn mußte Daumier sich durchs Leben fristen. Das trat vor allem tragisch in Erscheinung, als er den Lithographiestift mit der Malerpalette vertauschte. Man schüttelte den Kopf, verstand ihn nicht und ließ seine Gemälde gänzlich unbeachtet, so daß er nach wenigen Jahren wieder an die Futterkrippe der Tagesfron zurück mußte. Das ist um so tragischer, da man heute feststellen muß, daß Daumier auch als Maler an der künstlerischen Spitze des bürgerlichen Emanzipationsgedankens markiert. Nicht nur stofflich durch seine herrliche Verkörperung des revolutionären Willens in den wunderbaren Gemälden „die Emeute“ oder „auf der Barrikade“, durch die grandiose Symbolisierung der Republik in dem gleichnamigen Bilde usw., nein, auch in der neuen malerischen Form, die er schuf. Was einen der Größten der französischen Kunst berühmt machte, Francois Millet, das ist die von Daumier geschaffene monumentale Linie, was dem heute noch lebenden Degas die hohe Bewunderung einträgt, das ist die Bewegung, für die Daumier den künstlerischen Ausdruck geschaffen hatte. Alle diese modernen Formen gehen auf Daumier zurück.

Weil dieses aber der Fall ist, darum gilt auch von ihnen allen, was von jeder Lithographie, von jedem, dem Kleinsten wie dem Größten Gemälde Daumiers im einzelnen gilt. Diese ewige, nie verlöschende Lebensflamme, die uns daraus entgegenlodert, ist einzig genährt und entwickelt von dem revolutionären Inhalt, der Daumier erfüllte und der durch ihn sichtbare künstlerische Form geworden ist.

Davon wird man, wie gesagt, heutzutage sehr wenig oder gar nichts hören. Aber gerade darum ist die Klasse, deren Kämpfe er geführt hat, als diese noch Ideale hatte, im letzten Grunde heute genau so undankbar wie ehemals, wo sie diesen Riesen der kläglichsten Not überließ, und er nur durch die Treue eines Freundes davon bewahrt blieb, Hungers zu sterben, als ihm eine unerbittlich fortschreitende Erblindung im Jahre 1872 den unermüdlichen Zeichenstift aus der Hand zwang.

Wenn das Proletariat des hundertsten Geburtstages Honoré Daumiers in der Weise gedenkt, daß sie diesen Mann in einen großen historischen Gesichtswinkel rückt und die glühenden Nachstächen der ästhetisierenden Fachkritik beiseite läßt, glaubt es, diesem großen Soldaten der bürgerlichen Revolution mehr Ehre zu tun, als ihm durch die laut klingenden ästhetischen Verhimmelungen seiner Klassengenossen geschieht, die doch nur das verbergen oder verraten, daß der revolutionäre Inhalt und die historische Logik der Dinge den kleinen Nachfahren unbequem oder unverständlich geworden ist.

## Neue Liebe.

Von E. G. Grumbler.

Er hatte wieder Arbeit gefunden in dem Vorort, dem er ein ganzes lauges Jahr ferngeblieben war. Kein, zehn Monate waren es wohl gerade her, seit er im Herbstmonat an jenem dunstschweren, schwülen Juliabend an die Dachstübentür seiner Frau geklopft, die Zähne zusammengebissen.

„Laß mir rüm, Marie . . .“

Sie hatte nicht geöffnet.

Nur der Schlüssel drehte sich noch einmal im Schloß herum, gerade so, als ob die dünne Holztür das junge Weib noch nicht sicher genug vor ihm schützte, das er vor ein paar Monaten um einer anderen willen verlassen hatte. Sie und das Kind, das im Weihnachtmonat geboren war.

Der Mann hörte es schreien, als er geklopft hatte. Und einen Augenblick zuckten seine Fäuste, als ob sie das morsche Holz, das

Ihn von seinem rechtmäßigen Weibe und Kinde trennte, durchschlägen wollte.

Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, krallte die Finger zusammen und stieg die Bodentreppe wieder mit denselben schweren, polternden Schritten hinab, wie er sie hinaufgestiegen war.

Was suchte er eigentlich da oben, nachdem er der Fremden bald überdrüssig geworden war? Was hatte ihn hinaufgetrieben in die heiße Bodenkammer, in der er ein Jahr lang mit dem blonden zimperlischen Weibe zusammengelebt? Sehnsucht nach ihm und dem Kinde? . . .

„Ne.“  
Heinrich Pöschle spuckte aus, als er wieder auf der Straße war, und wuschte sich mit dem Handrücken über die heiße Stirn.

Das Kind hatte ihn ja fortgetrieben aus dem Hause. Schon ehe es auf der Welt war. Das wehleidige entstellte Gesicht seiner Frau, der schwerfällige Körper . . . er war froh, wenn er das alles nicht zu sehen brauchte. Und nachher, als das kleine Mädchen endlich da war, blieb die Marie genau so wehleidig und scheu wie vorher.

Er konnte so ein Gebabe bei einem Frauenzimmer nicht leiden. Er hatte sich Ersatz gesucht und war eines Tages mit der anderen auf und davongegangen. Bei dem Maurerstreit war so wie so an Verdienst in der Stadt für's erste nicht zu denken. Und so tief er davon mit dem verrückten Mädel, das genau so ein gefülltes Sparfassenbuch mitnahm wie er . . .

„Pfiu Deibel.“ . . . sagte Heinrich Pöschle unwillkürlich laut, als er heute daran dachte. Während über sich selber, klopfte er auf die Ziegelsteine des Neubaus, an dem er seit einer Woche Arbeit gefunden.

Neben ihm hantierte umständlich der Lehrlinge an dem Mörteletrog.

„Dis Feierabend schaffen wa det Stüd nich mehr,“ meinte er grinend. „Is schon halb uff viere“ . . .

„Dis Feierabend!“  
Heinrich fuhr herum und blinzelte durch den Kalkstaub, der ihm die Augenlider füllte, zu dem lachenden Jungen hinüber.

„Du hast de Uhr noch mehr im Koppe, als de Arbeit! Wat machste 'u nach Feierabend?“  
Der Kleine redte sich.

„Wat soll id denn machen? Zu Muttern jeh's!“  
Da sagte der Mann nichts mehr. Er schlug weiter auf seine Steine und hörte in jedem tastmäßigen Schlage: „zu Muttern!“

Und sein Daberleben fiel ihm ein, das er seit Monaten geführt. Die billigen, schmierigen Schlafstellen bei fremden Leuten, das Arbeitluchen von Ort zu Ort, und die einsamen, dunklen Nächte in den harten, kalten Betten.

Früher war die große Dachstube daheim immer warm gewesen. Seine Wäsche war weiß und wohlgerücht. Das Essen gut und die Nächte kurz bei seinem blonden, friedlich atmenden Weibe.

Bei Muttern!  
Er hätte das heute auch sagen können, wenn er damals nicht wie ein wilder Stier sich den Kopf in der ersehnten Freiheit kaputt gestoßen hätte. Seitdem konnte er überhaupt nicht mehr über sein Leben nachdenken. Zu Hause hätte er ein Kind gehabt, dessen Mutter sein Weib war . . .

Aber noch einmal anklopfen an die verschlossene Tür, noch einmal die ängstliche, anlagende Stimme hören, die ihn damals für alle Zeit verdammt hatte, . . . nee, nee . . .

„Pfiu Deibel, . . . was biste für'n Kerl!“ . . .  
Nun sah er wieder nach Feierabend in der Kneipe. Mit ihm am Tisch noch ein paar Maurer.

Die Tür der Bierstube war geöffnet, ein voller breiter Lichtstreifer stieß da herein über die mit Sand bestreuten Dielen.

Das war gut, daß hier ein neuer Wirt an dem Schanktisch stand. Der kannte ihn nicht von damals, als er noch als Chemann hier auf den Holzstühlen gesessen. Auch die anderen Gäste wußten nichts von ihm. Alles fremde, neue Gesichter.

Jetzt fiel ein Schatten über das Licht von der Tür.  
Eine Frau mit einem Paß Zeitungen war hereingetreten. Blond, verhärmt, blaß sah sie aus. Aber blaue, helle Augen waren in dem Gesicht, der schlaffe Körper leicht vornübergeneigt, als drücke das schwere Zeitungsbündel im Arm . . .

„Abend,“ sagte sie freundlich und legte eine ihrer Zeitungen auf den Schanktisch.

Eine dunkle, schöne Stimme . . . Heinrich Pöschle war förmlich wie elektrifiziert herumgefahren. Er sah aber nur noch den goldblonden Haarknoten über dem vertragenen Wäscheleid und den lammenschlanken, mädchenhaften Körper.

Neben ihm lachte einer der Maurer.  
„Det is de Zeitungsmarie . . . haste geseh'n, Heinrich? Det is 'ne Kalle mit ihre Verjühmeinichtoogen! Die traut man sich nich anzufassen . . . alle Wetter!“

„Na, na,“ . . . lachte ein anderer, „se hat ooch een Kind! So zahm is die janih!“

„Galtet's Maul!“ rief der Wirt dazwischen. „Uff die laß id nisch kommen! Det ist ne verheiratete Person, und hat ihr Kind in Ehren. Und uffpassen duht se, . . . jeden Abend nimmt se bis vor de Türen ihre Keene mit, . . . seht Jhr's, . . . nu fährt se wieder an die andre Seite rüber! Und dertwelle se int

Haus jeh't mit ihre Zeitungen, siht det keene Mädchen bei Wind un Wetter in sein Wagen un rührt sich nich von de Stelle. Ja jooode, der Mann is . . . hui . . . i!“

Er machte eine Handbewegung durch die Luft und pfiß durch die Zähne.

Die Männer grienten und blickten durch das breite Glasfenster auf die Straße, der blonden Frau nach.

Heinrich Pöschle lachte nicht. Aber er sah doch! Er sah drüben einen alten Korbwagen stehen, in dem über einem roten Planeskleidchen ein blondes, flaumiges Köpchen war. Ganz allein sah das Dingelchen da. Wartete geduldig und reglos, bis die Mutter wieder mit ihren Zeitungen aus dem großen Haus mit den vielen Treppen herauskommen würde.

Und so ging das von Tür zu Tür, Tag für Tag . . . ob der Wind blies, ob der Regen auf das zarte Köpchen herniederprasselte.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

### Paläontologisches.

Eine Eidechse von 96 Meter Länge. Der nord-amerikanische Staat Whoming ist bekannt als eine Fundgrube für Fossilien aller Art; zahlreiche und bedeutende Funde, die uns manchen Vertreter der prähistorischen Tierwelt in meist recht gut erhaltenen Versteinerungen näher gebracht haben, sind in Whoming gemacht worden. Von weit größerer Bedeutung als alle früheren Funde dürfte aber, wie wir im „Prometheus“ lesen, die kürzlich erfolgte Ausgrabung des Skeletts einer Eidechsenart von 96 Meter sein, die einer Expedition der Whoming-Staats-Universität gelang. Diese Eidechse ist zweifellos das größte bisher aufgefundenen prähistorische Tier. Das Skelett ist sehr gut erhalten, es liegt am Abhange eines Hügel, ganz in Schiefer eingebettet, und es scheint, als ob die Versteinerung der Knochen begonnen habe, ehe auch nur ein einziger von diesen aus seiner ursprünglichen Lage gewichen war. Die Freilegung des seltenen Fundes ist noch nicht ganz vollendet, doch konnte die Länge des Tieres einwandfrei gemessen werden. Ein richtiges Bild von diesem Ungetüm wird man sich erst machen können, wenn das Skelett im Museum der Whoming-Staats-Universität, der reichsten und größten Fossilienammlung der Welt, Aufstellung gefunden haben wird. Aber schon allein auf Grund der Längenangabe von 96 Meter und der weiteren Mitteilung, daß ein einziger der versteinerten Rückenwirbel des Tieres nicht weniger als 450 Kilogramm wiegt, muß man unwillkürlich an die Verwüstungen denken, die ein solches Ungeheuer zu seiner Zeit auf Erden angerichtet haben muß, schon allein um sein Nahrungsbedürfnis zu befriedigen.

### Technisches.

Petrol-elektrische Lastzüge für Landstraßen. Das Problem, ohne Schienenstrang auf gewöhnlichen Landstraßen eine ganze Wagenreihe befördern zu können, ist in Amerika in eigenartiger Weise gelöst worden. Der Zug neuen Systems, der in Amerika großes Aufsehen erregt, besteht nach Angaben der „Electrical Review“ aus einem Traktionsmotorwagen und zwei Anhängern. Alle drei laufen auf je sechs Rädern, von denen das mittlere Paar die Triebräder darstellt. Sie sind mit den übrigen Paaren in der Weise verbunden, daß sie bei Wendungen sämtlich konzentrische Kreise beschreiben. Die Triebräder messen 108 Zentimeter, die übrigen 48 Zentimeter im Durchmesser. Der Traktionswagen erzeugt nun mittels eines Petroleummotors von 50 Pferdekraften, der mit einem 35 Kilowatt-Dynamo verbunden ist, elektrische Energie, die aber nicht allein zu seinem eigenen Antrieb dient, sondern durch Leitungen auch die beiden mit je einem eigenen Motor versehenen Anhängewagen speist. Das ganze Wagensystem ist federnd mit einander verbunden, um den Unebenheiten der Straße Rechnung tragen zu können. Die Motoren, deren jeder Wagen zwei besitzt, sind gleichfalls federnd aufgehängt. Sämtliche Lenkmanöver vollziehen sich auf elektrischem Wege und können daher leicht von einem einzelnen Manne besorgt werden. Der Traktionswagen kann in einem Kreise von 7 Meter Halbmesser wenden. Jeder Wagen faßt 6—8 Tonnen Last, und auch der Traktionswagen hat zur Herstellung des Gewichtsausgleichs eine Plattform, die 3—4 Tonnen aufnehmen kann. Das neue System soll dem Mangel vieler Industrien an einer ökonomischen Beförderungsart ihrer Produkte über gewöhnliche Straßen abhelfen. Auf maladamisierten Straßen bester Beschaffenheit vermag der Zug mit einer Ladung von 20 Tonnen fast 10 Kilometer in der Stunde zu bewältigen. Ein namhafter Vorteil des Systems besteht darin, daß man beispielsweise auch in einer Seitenallee, die für den Traktionswagen nicht fahrbar ist und auch keinen Platz zum Wenden bietet, mit den einzelnen Wagen manövrieren kann. Der Traktionswagen bleibt einfach auf der Hauptstraße stehen und liefert mittels langer Kabel die Kraft. Ebenso können die einzelnen Wagen an verschiedenen Punkten einer Straße beladen und dann zum Zuge vereint werden.